

SIEGERBLATT

Nr. 38

Illustriertes Unterhaltungsblatt.

1904

Die Gärtnersfrau.

Von Cyriel Buysse. Autorisierte Uebersetzung aus dem Holländischen von Rhea Sternberg.

Sie hieß Phyllomene, aber man nannte sie das Beeldende. Nicht etwa weil sie so bildhübsch gewesen wäre, sondern weil sie mit ihrer hageren, unbedeutenden, kleinen Gestalt und mit dem sanftesten, schmerzvollen, blassen Gesicht an ein Hellsigenbildchen erinnerte.

Sie war die Frau des Gärtners auf dem großen Schloß und hatte drei Kinder, zwei Mädchen und einen Knaben. Im Park, ein wenig seitwärts von dem prächtigen, eisernen Gitter mit den vergoldeten Säulen, lag ihr sauberes, hübsches Häuschen in der Nähe der Pferdeställe und Reinsen, halb versteckt hinter stattlichen, alten Buchen und Rhododendronsträuchern.

Während ihr Mann den ganzen Tag in den Geviirgärtchen, im Park und in den Treibhäusern beschäftigt war, hatte sie für das Haushwesen zu sorgen. Die beiden Mädchen gingen täglich in das ziemlich weit entfernte Dorf zur Schule; nur der kleine Junge blieb noch bei ihr zu Hause.

Sie fühlten sich glücklich in ihrer Lage. Zwar musste Theofiel schwer arbeiten, denn auf dem großen Schloß war eigentlich Arbeit genug für einen zweiten Gärtner. Aber davon wollte der Herr Baron durchaus nichts hören, und es gelang Theofiel durch ununterbrochene, äußerste Anstrengung all seiner Kräfte, die übermäßig schwere Aufgabe zur Zufriedenheit seines Herrn zu erfüllen. Sonst hatten sie in der Tat über ihr Los nicht zu klagen. Sie brauchten keine Miete zu bezahlen, und Theofiel verdiente bedenkend mehr

als früher, da er nur ein armer Tagelöhner gewesen war. Sie hatten einen kleinen Gemüse- und Blumengarten und ein Stückchen Ackerland, auf dem sie Kartoffeln und Milben pflanzten, soviel sie für ihre eigenen Bedürfnisse und für den Unterhalt

der beiden Jungen und zahlreichen Kaninchen gebrauchten. Auch Hühner und Tauben hielten sie sich, die mit ihren bunten Farben und ihrem lauten Gackern und Girren den sonnigen Platz vor der Tür belebten.

Doch ein Schatten trübte dieses beschauliche Glück; ein unbestimmtes, quälendes Gefühl der Unfreiheit drückte sie oft nieder; etwas, das keiner von beiden ausdrücken vermochte, das aber schwer auf ihrem Dasein zu lasten schien; unsichtbar sank es aus den hohen Türrmen des Schlosses, aus den festerlichen, blisternen Baummassen des Parks auf sie herab. Das Schloß und seine ganze stattliche Umgebung flößte ihnen stets eine außerordentliche, ja ängstliche Furcht ein. Klein und wichtig wie ihr armeliges Häuschen neben dem mächtigen Bau fühlten sie selbst sich neben seinen reichen, vornehmten Bewohnern. Im Sommer besonders, wenn da alles voll Leben und Bewegung war, wenn die prächtigen, glänzenden Wagen über den knirschenden Kies fuhren, wenn es auf der Terrasse vor dem Hause von hell gekleideten, fröhlich schwatzenden und lachenden Damen und Herren wimmelte; wenn zweimal täglich, zum Lunch und zum Diner, die schwere Gartenglocke läutete; wenn die spielenden Kinder juchzten und lärmten, die Diener und Gouvernanten hin und wieder liefen — dann hielt eine unbestimmte, beklemmende Angst sie völlig gefangen. Theofiel war dann vom frühen Morgen bis zum späten Abend



Die Erzbrecher. Bronzegruppe von Karl Wollek.

umsichtbar, er war in den Gemüsegärten und Treibhäusern vollaus beschäftigt. Beeldeken aber traute sich nicht einen Schritt über den Platz vor dem Hause hinunter; hier war sie durch hohe Bäume gegen einbringende Blicke vom Schlosse her geschützt; hier ernäherte sie angstvoll ihre Kinder, keine lautere Spiele zu spielen, und ehe noch der Abend dämmerte, trübte sie die Hühner in den Verschlag, damit ihr Gackerin nicht die Aufmerksamkeit der Herrschaften erwecke.

Nur im Winter atmeten sie freier, dann kam Ruhe und Friede über ihr Gemüts. Dann war das Schloss unbewohnt, und sie waren Alleinherrschter auf der großen Besitzung. Der Mann brauchte sich nicht unanhörlich zu quälen und zu plagen, und man sah das dritte, kleine Beeldeken manchmal in dem verlassenen Park auf den breiten Fleßwegen zwischen den dunklen, kahlen Miesenbäumen spazieren gehen. Sinnend starnte sie dann wohl nach dem großen Schloss, das sie noch niemals betreten hatte. Sie träumte von einer unbekannten, überwältigenden Pracht unter den hohen Kuppeln und Türmen, hinter den fest geschlossenen, grauen Fensterläden und den alten, mit Eben bewachsenen Mauern. O, wie gern hätte sie's einmal von ihnen gesehen, um zu erfahren, was es denn eigentlich auf sich hatte mit ihrer heimlichen Angst vor der darin vermuteten, geheimnisvollen verborgenen Macht. Aber das ging nicht, denn es bestand ein strenges, unerbittliches Verbot: weder sie noch ihr Mann durste je das Schloss betreten. Sie waren nur die Gärtnerleute, mit dem Schloss selbst hatten sie nichts zu tun; das lebte neben ihnen sein eigenes Leben, von dem ihren getrennt; im Sommer lustig und lachend, im Winter steif und kalt in sein un durchdringliches Geheimnis gehüllt. Wie eine ewige Drohung flirhten sie diese unbekannte Allmacht, die ihre Seelen bedrängte, als wäre ihr eigenes Leben hinter den riesenhaften Mauern heimlich eingeschlossen; als könne jeden Augenblick ein unerwarteter Befehl daraus hervorgehen und unverzüglich über ihr Los bestimmen.

Während der langen Winterabende pflegten sie, wenn die Kinder zu Bett gegangen waren, neben dem flackernden Herdfeuer zu sitzen; er mit der Pfeife im Mund, sie die Hände im Schoß gefaltet. Nachdenklich schauten sie dann in die rotglühenden Flammen, lauschten dem Wind, der ächzend und stöhzend durch die hohen Bäume und um ihr einsames Häuschen fuhr, und sprachen weitschweifig über das Schloss mit seinen zahlreichen Sommergästen, mit seiner winterlichen Verlassenheit und Ruhe und über ihr eigenes, stilles, fleißiges Leben. Sie redeten nicht in klaren Worten von dem instinktiven, beängstigenden Gefühl, unter dem sie so sehr litten; doch sie ahnten es gegenseitig aus den trügen, sorgen Worten, mit denen sie einander zu ermutigen suchten.

"Nichts Besseres kann der Mensch im Leben tun, als stets seine Pflicht zu erfüllen," meinte Theofiel ganz allgemein, und Beeldeken nickte zustimmend mit dem Kopfe und flügte hinzu, daß sie vor allem ihre Hoffnung und ihr Vertrauen auf Gottes Güte und Gnade setze.

"Ich tue alles, was mein Herr mir befiehlt, und selbst wenn er mir nichts befiehlt, arbeite und sorge ich für ihn, soweit ich nur kann," sprach er.

Und Beeldeken antwortete:

"Und ich tue mein Bestes, um niemand durch mein Verschulden zu ärgern, und hoffe, daß der liebe Gott uns belohnen wird, daß wir mit unsern Kindern in Glück und Frieden leben können bis zu dem Augenblick, da es zum Schelden kommt."

* * *

Es war Ende März, ein böser Tag mit ununterbrochenem Regen und eisigem Wind. Trotzdem hatte Theofiel unaufhörlich gearbeitet, gesät, gepflanzt, gebüngt; denn ängstliche Sorge erfüllte ihn bei dem Gedanken, daß er in diesem Jahr, nach dem langen, rauhen Winter, mit seinen frischen Gemüsen und Früchten arg im Rückstand war. Am Abend kam er völlig erschöpft von der Überanstrengung und von der durchdringenden feuchten

Hälfte am ganzen Körper zitternd nach Hause zurück. Ganz plötzlich schien er ein alter Mann geworden zu sein, dessen Arme auf einmal verbogen waren; er hielt den Nacken gekrümmt, die hohen Wangen waren abschwellend, ein Ausdruck schöner Furcht lag in den stumpfen, traurigen, tief in die dunklen Höhlen gesunkenen Augen. Er mochte nichts essen, nur heißen Silsholztee trank er im Überfluß, flüssig, sechs große Tassen nacheinander; schaudernd saß er in sich versunken am Feuer, während das entzündete Beeldeken in aller Eile mit einem Krug Kochendes Wassers sein Bett wärmete. Sie sprach ihm Mut und Trost zu und lief wie gehegt hin und her, von der Stelle in die Stube und wieder zurück. "Es wird nichts sein, nur eine starke Erkrankung, die kommt von dem Wetter," meinte sie. "Ein paar Tage ruhig und warm im Bett bleiben, viel heißen Silsholztee trinken, gehörig schwitzen, und alles ist wieder in Ordnung."

Aber anstatt daß es besser wurde, bekam er schon am zweiten Tage qualvolle Schmerzen im Hals und in der Seite, und plötzlich wurde der Zustand so ernst, daß man eilig einen Arzt und Pastor rufen mußte.

Der Pastor kam noch gerade zur rechten Zeit, um ihm die Sterbesakramente zu geben, aber als der Doktor kam, war es schon zu spät . . . Plötzlich, nach einem kurzen, heftigen Sieberausfall, war er gestorben, in ihren Armen gestorben. Wild war er in seinem Bett emporgesprungen, hatte sich mit beiden Händen an den Hals gegriffen, als wolle er da eine wilgende Kiane wegreißen . . . dann ein rascher Schrei, ein kraupartiges Verzerrnen des Gesichts, ein wildes Ausschlagen der Arme, und leblos mit dem Kopf auf den Bettrand schlagend, war er zurückgestürzt in die Stufen . . . alles war vorüber . . .

Beeldekens überwältigender Schmerz äußerte sich zunächst in einem Nichtbegreifen. Tot . . . so plötzlich tot, wo er im Augenblick zuvor noch gesprochen, noch eben seine Tasse Tee getrunken hat . . . nein, nein, sie sah es nicht, sie glaubte es nicht . . . er war nicht tot, er ruhte nur, er schlief nur . . . der Doktor irrte sich, der kannte ihn ja nicht so, wie sie ihn kannte, der wußte ja nicht, daß er eben noch gesprochen, noch getrunken hat. Sie lief hinunter, ohne Grumb, ohne Zweck, kam wieder zurück, sah nach dem Herrn, ob das Feuer auch brannte, ob der Tee auch nicht kalt würde. Denn er war nicht tot, er schlief nur, er würde vielleicht gleich wieder aufwachen und zu trinken verlangen. Und es schien ihr ganz unwirklich, daß die Kinder so verzweifelt weinten und schluchzten, und daß der Doktor mit so trauriger Miene auf sie zukam, um ihr tröstliche Trostworte zu sagen; denn ihr Mann war doch nicht tot . . . man stirbt nicht so plötzlich, daß danach eine Weile, man ruft, man leidet, man schreit, man kämpft Tage und Nächte lang mit dem Tode. Sterben . . . nein, nein, sterben ist etwas anderes, etwas ganz, ganz anderes . . .

"Ach ja, Mutterchen, es ist sehr traurig, sehr traurig, und ich habe großes Mitleid mit Ihnen; aber dagegen ist nun nichts mehr zu machen, und Sie müssen sich bemühen, es mit Vernunft zu tragen," hörte sie den Doktor sagen. "Ich gehe nun wieder weg, Frauchen, denn hier gibt's für mich nichts mehr zu tun. Kann ich Ihnen vielleicht im Dorf einen Dienst erweisen, es beim Pastor melden und beim Schulzen?"

Da dämmerte langsam in ihrer Seele das Verständnis für die unglückselige Wahrheit; ein furchtbareß Zittern schüttelte ihren armelosigen, kleinen Körper; wild blickte sie auf ihre weinenden Kinder und in das betrübte Gesicht des Doktors, und plötzlich begriff sie, daß er tot war.

Unter Tränen, Schluchzen und Häuleringen verrann Steinbeim Stunde; sie war stumm und starr, gelähmt vor Verzweiflung, zerschmettert von dem entzücklichen Leid. Und doch stellte die mutterne Wirklichkeit ihre natürlichen Forderungen: arbeiten, essen, trinken, schlafen, die unerbittliche Fortsetzung des täglichen Lebens.

Beeldeken hatte einen verheirateten Bruder und eine verwitwete Schwägerin, die Schwester ihres Mannes. Beide wohnten in benachbarten Dörfern, und Neuludeke, die älteste Tochter, teilte ihnen die traurige Nachricht mit:

„Lieber Onkel und liebe Tante!

Ich ergreife die Feder, um Euch die traurige Mitteilung zu machen, daß Vater gestern plötzlich gestorben ist. Er war mir einige Tage lang nicht gut, aber wir hofften, daß es wieder besser werden sollte; doch plötzlich konnte er nicht mehr atmen und kein Wort mehr sprechen. Der Herr Pastor kam noch zur rechten Zeit, um ihm die letzte Beisetzung zu geben, aber als der Herr Doktor kam, war Vater schon tot. Wir sind sehr betrübt, lieber Onkel und liebe Tante, und hoffen, daß Ihr zum Begräbnis kommen werdet, das übermorgen um 1/2 10 sein soll. In Mutter's Namen

Eure anhängliche Nichte

Neuludeke von Dale.

Auch an den Baron schrieb sie:

Herr Baron!

Ich ergreife die Feder, um Ihnen von Mutter ein Kompliment zu bestellen mit der Mitteilung, daß Vater gestern plötzlich gestorben ist. Wie Sie sehr betrübt, und Mutter hofft, daß Sie bald zu sehen wird, um von Ihnen zu hören, was Sie nun in ihrer traurigen Lage zu erwarten haben. Das Begräbnis von Vater soll übermorgen um 1/2 10 mit einer gesungenen Messe in der Parochialkirche stattfinden. Ihre unterläufige

Neuludeke von Dale.

Im Namen von Mutter. Am Tage der Beerdigung kamen Beeldeken, Bruder und Schwägerin des Morgens mit dem ersten Binge an. Die Frau war tief traurig und weinend bitterlich; der Mann, mehr überrascht als bestürmt, fragte mit lästiger Ausdauer nach allen Einzelheiten: wie denn das Unglück so plötzlich gekommen sei, warum man nicht so oder so gehandelt habe, warum man ihr nicht früher benachrichtigt habe. Dann wollte er den Sarg sehen, in dem der Schwager bereits lag, und da er selbst Schreiner von Beruf war, betrachtete er das Holz und die Arbeit mit kritischem Blick; er hatte hier und da zu lachen und war vollends entrüstet, als ihm Beeldeken an seine Frage schluchzend antwortete, was sie dafür bezahlt habe.

"Was, 36 Francs für solch 'ne Kiste von Sarg? Beim Himmel, solche Särge möcht' ich auch für 36 Francs machen, nur ein Jahr lang, vom 1. Januar bis zum 31. Dezember. 36 Francs per Sarg, pah! und er gab dem rotgesärbten Holzlasten einen verdächtlichen Stoß.

Dann kam eine andere wichtige Sache zu Sprache: was sollte nun aus Beeldeken mit den drei Kindern werden? Der Bruder fragte sie, ob sie etwas gespart hätten.

"Etwas, aber wenig; das Leben ist so teuer, schluchzte sie.

"Hier wirst Du doch keinesfalls bleiben können," sagte der Bruder.

Aber die Schwägerin meinte, Theofiel habe lange Jahre fleißig und treu seine Arbeit getan, daß der Herr Baron doch wohl Mitleid mit einer armen Witwe und seinen Kindern haben will.

"Mitleid schon," antwortete der pessimistische Bruder, "doch 's ist schlimm, daß man für Mitleid kein Butterbrot kaufen kann. Alles was der Herr Baron für sie tun wird, hängt nur von einer Gilde ab."

Dagegen kannte die Schwägerin nichts Jägers und das arme Beeldeken fühlte schwerer als jedes Unglück des großen Schlosses, das bereits das Leben ihres Mannes zum Opfer gefordert hatte, und vor dem nun auch ihre und ihrer Kinder Zukunft abging.

Während sie so redeten, hörten sie draußen plötzlich den Kies unter den Rädern eines sich nähernde Wagens knirschen, und gleich darauf hielt ein glänzender Coupe vor dem Gartenhäuschen. Der Diener sprang vom Bock, öffnete die Tür und half dem Herrn Baron beim Aussteigen. Nur mit Anstrengung kam der große, schwerfällige Mann aus dem

Wagen; sein Gesicht mit den hervorstegenden, wasserblauen Augen, von einem grauen Backenbart umrahmt, war dunkelrot geworden. Er ätzte laut, als er endlich branzen stand, und gab seinem Kutscher in französischer Sprache einen Befehl. Mit der Peitsche grissend, ließ dieser darauf die Pferde im Schritt nach dem Schlosse gehen. Dann kam der Baron steifbeinig, schwer auf den starken Stock mit der großen, silbernen Krücke gestützt, auf das Gartenhäuschen zu, dessen Tür der Schreiner bereits ehrbietig geöffnet hielt.

Nun standen sie alle drei mitten in der niederen, bunten Kleinen Hütche, die beiden Frauen heilig schluchzend, der Bruder mit einer niedergeschlagenen Gelegenheitsmiene, alle sehr geehrt durch den vornehmen Besuch.

"Willische Euch allen guten Morgen," sagte der Baron mit seinesetzen, schweren Stimme. Respektvoll erwiberten sie alle drei seinen Gruß mit einem "guten Morgen, Herr Baron". Dann stammelte er einige leere Trostworte, bei denen die Frauen noch heftiger schluchzten, und ging gleich danach auf den Zweck seines Besuches über. Er fragte Beeldeken, was sie nun zu tun gedenke. Doch da die unglaubliche kleine Frau nicht fähig war, ihm eine Antwort zu geben, trat der Bruder für sie ein und sagte demütig, daß sie bereits davon gesprochen hätten, doch schwer einen Entschluß fassen könnten, ehe sie wüßten, was der Herr Baron über sie bestimmt habe. Sich stöhnuend auf einen Stuhl niederlassend, den der Bruder ihm angeboten hatte, sagte der Baron:

"Ich habe mit meiner Frau darüber gesprochen, und wir haben folgendes beschlossen: Theofels Frau mag auf dem Schlosse bleiben, wenn sie will, aber nicht in diesem Hause, wo ich einen andern Gärtner hinzulegen muß. Wenn sie bleiben will, muß sie in das kleine Häuschen an der andern Seite des Parkes ziehen, wo früher der alte Forstwärter gewohnt hat. Sie braucht keine Miete zu bezahlen, aber sie muß auf dem Hof oder im Schloß arbeiten, wenn wir ihre Hilfe gebrauchen."

Die beiden Frauen blieben schweigsam und unbeweglich, doch der Bruder nickte wiederholt zustimmend mit dem Kopf.

"Gehr wohl, Herr Baron, sehr wohl. Wir sind Ihnen sehr dankbar, Herr Baron. Hast Du gehört, Fillemene, was der Herr Baron gesagt hat?"

Beeldeken richtete ihr verweintes Gesicht ein wenig auf und blickte dem Baron mit fast unverständlichem, klunglosem Stottern. Und auch die Schwägerin blickte und schnaubte sich dann vernehmlich die Nase, was beim Ausbruch ihres Kimmers augenscheinlich ein Ende machen sollte.

"Also bleibt's dabei, nicht wahr?" schloß der Baron, der fand, daß sein Besuch nun lange genug gedauert hatte. Mit Anstrengung erhob er sich von seinem Stuhl. "Aldien demn, alle . . ."

"Ja, Herr Baron, dabei bleibt es, Herr Baron, und noch vielen Dank für Ihre Güte, Herr Baron," sprachen sie abwechselnd, während der Schreiner den Edelmann aus der Tür geleitete.

Als er wieder ins Zimmer trat, wiederholte er nochmals, daß er die Handlungswweise des Barons sehr schön und edelmüttig finde, und daß man nun ohne Aufschub Anordnungen für Fillemenes ferneres Leben treffen müsse. Was sollte sie fortan beginnen, um auszukommen? Sie bekam wie früher freie Wohnung, und das war sehr schön, sehr viel; aber in übrigen würden ihre Einnahmen wohl so beschränkt sein, daß sie unmöglich für sich und ihre drei Kinder sorgen konnte. Darum schlug der Bruder vor, daß er und die Schwägerin je ein Kind zu sich nehmen sollten; dafür brauchte Fillemene keinen Cent zu bezahlen; die Kinder würden sich, soweit sie konnten, nüchtern machen und so ihren Unterhalt selbst verdienen.

Die Schwägerin stimmte dem sofort zu, aber Beeldeken erschrak bei den Worten ihres Bruders. O Gott, ihre Kinder, ihre armen Kinder! Daran hatte sie noch nicht gedacht, daß sie zukünftig nicht im stande sein würde, alle drei Kinder im Hause zu behalten; aber nun wurde sie sich dessen plötzlich

bewußt, nun fühlte sie auch, daß es nicht anders ging, und ergeben bengte sie das Haupt unter diesem unerwarteten neuen Schlag, so völlig vernichtet in ihrem Schmerz, daß sie für ihren Bruder und ihre Schwägerin nicht einmal ein Wort des Dankes fand. So forderte dieses allmächtige Schloß immer mehr Opfer von ihr, es verschlang nacheinander all die schwachen Kräfte ihres traurigen Lebens, und sie war ihm wehrlos preisgegeben . . .

(Fortsetzung folgt.)

Vom Dorf zur Stadt.

Von B. Lautenberg.

(Schluß.)

Sein in den Gemeinwesen, die auf deutschem Boden das mittelalterliche Städtewesen zu seiner höchsten Blüte führen sollten, in den Rhein- und Donauorten die Entwicklung mehr als als anderwärts an den Handel anknüpfte, so vor allem deshalb, weil derselbe hier früh als Durchgangsverkehr eine Rolle spielte. Seit den Wölfertagen erhielten sich am Rhein und der Donau gewisse kommerzielle Beziehungen, die bereits die Merowinger und mehr noch die Karolinger anzubehmen suchten. Außer Donau war Karl der Große darauf bedacht, ihn durch seine Kriege gegen die Slaven sowie durch den versuchten Bau eines Rhein-Donaukanals zu fördern. Außer Donau und Oberrhein handelte es sich zunächst um Binnenverkehr. Das Zentrum des Donauhandels war Regensburg. Den Oberrhein schlossen nach Süden noch die Alpen. Brixen und Konstanz, Straßburg, Speyer und Worms bildeten hier die Hauptorte. Ihr Verkehr sammelte sich in Mainz, wohin auch der Main wies, der seit der Aulage Bamberg als Handelsweg großen Einfluß gewinnt.

Die steigende Bedeutung des Weinbaues drängte in der Zeit der Salier auf eine Verschmelzung des oberrheinischen mit dem niederrheinischen Handelsgebiet. Das letztere hat in Köln seinen Mittelpunkt. Es trägt seit jeher besonderen Charakter. In der letzten Strecke seines Laufes, wie in seiner Verkehrsverbindung mit der Maas wies der Rhein geisterisch hinaus aufs Meer, nach Flandern, hinüber nach England. Hier überschritt der Handelsstrom die kontinentalen Grenzen und seine Bedeutung schwoll mächtig an, seit der Rhein im Zeitalter der Kreuzzüge die Transitstraße für den über Norditalien gehenden orientalischen Warenzug ward. Schon das Altonied redet von Griechen mit Engländern, von Denemarken, von Flanterien und Italiens. Die kommerziellen Voraussetzungen der Hanse treten ins Leben:

Es liegt nicht im Rahmen dieser Darstellung, die Entstehung der Hanse mit ihrer Rückwirkung auf die politische Stellung der deutschen Städte zu schildern. Uns interessiert lediglich der lokale Markt und seine Bedeutung für die Entwicklung des städtischen Rechts.

In allgemeinen hat für die mittelalterliche Stadt der Kleinhandel weit größeres Gewicht als der Großhandel. Dieser beschränkt sich im wesentlichen auf Gewürze und Süßfrüchte, getrocknete und gesalzene Fische — damals ein verbreitetes Volksnahrungsmittel —, feine Tücher, Wein und Kunstgegenstände, die meist aus Gold oder Silber verfertigt waren. Mancherorts bildete auch das Salz einen Gegenstand des Großhandels; später kaufte gewöhnlich der Rat dasselbe in beträchtlicheren Mengen ein, um es gegen eine Verschleißgebühr den Höckern und Salzstözern in Vertrieb zu geben. Kleinhändler waren die Krämer, die Höcker, sowie die Gewandschneider und Gabenleute. Namenslich die Gewandschneider genossen früher großes Ansehen. Aus den Untersuchungen, die Bücher über die Verhältnisse der Stadt Frankfurt angestellt hat, ergibt sich, daß trotz seiner sonstigen Bedeutung der Handel in der sozialen Gliederung der mittelalterlichen Stadt nicht so scharf hervortritt, als man gemeinhin anzunehmen pflegte. Bei einer Gesamtbevölkerung von 7300 Per-

sonen gab es im Jahre 1440 in jener Stadt rund 1800 selbständige männliche Erwerbspersonen, die sich auf 191 verschiedene Berufe verteilen, eine Zahl, die freilich nicht alle in der Stadt üblichen Erwerbsarten erschöpft. In Handel, Verkehr und Gastwirtschaft waren insgesamt 230 Personen tätig, von denen 70 dem Kleinhandel und der Höckerel und nur 15 dem Großhandel angehören. Diese letzteren aber sind durchaus nicht Handelsherren mit stehenden Geschäften. Es sind Angehörige des Stadtpatriziats, deren Vermögen größtenteils in Grundbesitz und Neuten angelegt ist und die eine Quote ihres Besitzes auf ein paar Jahre für kompagnieweise betriebene Handelsgeschäfte freistellen. Während der Handel knapp 5 p.ßt. der Bevölkerung umfaßt, sind in den eigenlichen Gewerben 58,3 p.ßt. derselben, in der Utoproduktion noch 18,3 p.ßt. beschäftigt. Und doch zählt Frankfurt unter die bedeutendsten der mittelalterlichen Handelsstädte.

An den einzelnen Orten konzentrierte der Handel sich früh in den Händen sog. Kaufmannsgilden. Ihr Ursprung ist in Dunkel gehüllt, doch wird er an die Errichtung des Marktes angeknüpft haben. Dieser machte von Anbeginn ein Marktgericht notwendig, und hier sehen wir die Gilde schon früh für örtliche Regelung des Handels wirksam. Sie tritt für Verkehrsverleichterungen und Verkehrsgarantien ein, schafft Verkehrswege und Verkehrsgerichte, baut Stapel und bessert Wege. Sie entwickelt eine öffentliche Gewalt in Sachen des kaufmännischen Verkehrs, sie urteilt gegebenenfalls „über alles Wahnsinn, über unrechte Wage, unrechte Scheffel, unrechtes Gewicht und allerlei Speiselauf, kurz über allen Meinslauf“. Regelmäßig scheint der Marktgemeinde Autonomie zugestanden in bezug auf Platz und Gewicht; sie handhabt die Lebensmittelpolizei und die Polizeigerichtsbarkeit im Gebiet des Kleinhandels. Je mehr aber die Stadt gewerblichen Charakter annimmt, erweitert sich die Kompetenz des Marktgerichts auf den gesamten Mobiliarverkehr. Doch auch die Bedeutung der Grundrente wächst wie für den Markt so für die ganze Stadt; im Laufe der Zeit greifen stärkere Verschiebungen im städtischen Bodenverkehr Platz. Um so mehr drängt die Entwicklung dahin, auch den Immobilienverkehr der Marktgerichtsbarkeit zu unterstellen, das Marktgericht zu einem Stadtgericht für „Civilsachen“ jeder Art fortzubilden.

Der Markt stand von jeher unter besonderem Schutz; er genoß seine eigene Sicherheit, seinen ausdrücklichen Frieden. In dem gleichen Maße wie der Kreis der Marktinteressen rechtlich und räumlich sich dehnte, bildete der Marktfriede sich in den Stadtfrieden um. Die Faktoren, die hier maßgebend gewirkt, sind örtlich verschieden. Im Westen, wo sich aus der Römerzeit die Ummauerung erhalten, trat der Einfluss des Burgrights stärker hervor. Die Burg setzt eigentlich das Bestehen eines militärischen Schutzverbandes voraus, der die ländlichen Ansiedlungen des Schutzgebietes organisch mit bestimmten Rechten und Pflichten zusammenfügt. Wer zu dieser Gemeinschaft gehört, muß zur Instandhaltung der Festungswehr beitragen, hat im Falle der Not sie mit zu verteidigen. Als Gegenleistung besteht er das Recht, bei Kriegsgefahr mit Weib und Kind, mit Vieh und fahrender Habe im Burgring Schutz zu suchen. Damit ist der eigentliche Sinnegriff des Burgrights gegeben; wer es genießt, ist „burgensis“, ist Bürger. Burghaus und Markthaus, Burgfriede und Marktfriede sind zwar von Hause aus verschieden. So erhielt Bremen den Markthaus 965, wurde aber erst erheblich später befestigt. Umgekehrt empfing Gandersheim den Burghaus 980, den Markthaus 990. Trotzdem wird in Burgtätern das Burgright den Marktfrieden bedingt, jedenfalls seine Erweiterung zum Stadtfrieden wesentlich gefördert haben. Schon die enge Verbindung von Herr- und Gerichtshaus bei den Deutschen erklärt dies. Der Burgrat war seit den Tagen der Ottonen der Gerichtsgraf, der in der Stadt Wohnsitz genommen und zugleich die Aufsicht über Tore und Festungswehr führte.

Und noch nach einer anderen Richtung machte der Einfluss des Burgrights sich geltend. Mit der steigenden Bevölkerung des Landes wuchs die Bedeutung des städtischen Marktes auch für die unzugängliche „Landschaft“, schlug das Burgherhältnis von Stadt und Land in ein reines Marktverhältnis um. Bauerlicher und städtischer Produzent werden wechselseitig Kunden. Der Bauer setzt auf dem städtischen Markt seine Erzeugnisse ab und tauscht dafür die des städtischen Handwerks ein. „Das Verhältnis zwischen Stadt und Land ist tatsächlich ein Zwangsverhältnis wie zwischen Haupt und Gliedern und offenbart starke Neigung, sich auch zu einem rechtlichen Zwangsverhältnis zu gestalten. Die Bannmeile, die bereits vorkommenden Aus- und Einführverbote, die Differenzialzölle, die Erwerbung eigener Territorien durch die größeren Städte weisen deutlich darauf hin.“ Allerdings hat die wirtschaftliche Herrschaft der Städte über das Land sich in Deutschland nur an vereinzelten Stellen zu einer politischen Herrschaft emporgeschwungen.

Neben dem Renteneinkommen bildete das Handwerk eine neue Art des Entgeltes aus: den Lohn. Mit Utrecht wurde man die heutige Vorstellung vom Handwerk in die Zeit des frühen Mittelalters übertragen. Der damalige Handwerker ist kein selbständiger Produzent. Er geht zu dem Kunden ins Haus, „auf die Stör“, und empfängt neben Logis im Bedarfssalle und Rost einen Tagelohn. Diese Betriebsform geht zuerst unter. Über aber er verarbeitet den vom Besteller hinausgegebenen Rohstoff in eigener Werkstatt und erhält Stundlohn. Das war zumeist der Fall. Der Handwerker ist also im wesentlichen ein gewerblicher Arbeiter, der sich von dem heutigen nur dadurch unterscheidet, „dass jeder für viele Konsumanten und nicht für den einzelnen Unternehmer arbeitete“. Nur sehr allmählich, seit dem 13. Jahrhundert, bürgert sich neben der Verarbeitung in eigener Betriebsstätte die Materialstellung durch den Meister ein. Damit erst entsteht das eigentliche Handwerk, wie es heute noch verstanden wird.

Die Geschichte des mittelalterlichen Handwerks knüpft sich schon früh an die der mittelalterlichen Kunst. Ihr Aufkommen ist wie das der Gilde nicht aufgehoben. Neben die Einungen der Höchstorigen mochten sich von Anfang an Berufsgenossen freier Handwerker stellen, bis schließlich die Verschmelzung in eine einheitliche Korporation Platz griff. In den meisten Städten begegnen wir freien Zünften im 13. und selbst schon im 12. Jahrhundert. Nicht alle Gewerbe organisierten sich gleichzeitig; die reichsten und die, welche die meisten Mitglieder besaßen, gingen voran. Als älteste Zünfte gelten die der Wollenweber und der Gewandschneider. Ihnen folgen die Schuster, die Bäcker, die Fleischer usw. Waren Gewerbe zu schwach vertreten, um eigene Zünfte zu bilden, so schlossen sie sich verwandten Berufen an. Schon früh wird neben die Produktion für den Kunden eine solche, wenn auch in beschränktem Maße, für den Markt getreten sein. Schon der steigende Verkehr der Bauern auf der städtischen „Kunststadt“ bedingte dies.

Im Verlauf des 13. Jahrhunderts setzt sich in Deutschland allenthalben die Staatsverfassung durch. Damit erst werden die Städte öffentlich rechtliche Korporationen, erreicht die Entwicklung, die den städtischen Grundbesitz dem Einfluss der Feudalherren entzog, seine eigentliche Vollendung. Dieser Fortschritt vollzog sich friedlicher als in Frankreich. Die wirtschaftliche Zerrissenheit der deutschen Städte war von Anfang nicht so groß, weil der Frühjahrshöhe innerhalb des Burgringes durchweg weniger waren; die ländlichen Höchstorigen hatten sich in den Frühjahrsgenossenschaften starke oppositionelle Gebilde geschaffen; die sinkende Bodenrente machte die Grundherren an und für sich zum Verkauf städtischer Privilegien geneigter. In den Nömerstädten wirkten die verschiedensten Elemente, Revolutionen und Kompromisse bei der Ausbildung der Staatsverfassungen mit. In den eigentlichen Märkten entstanden sie dagegen meist auf naturwissenschaftlichem Wege. Hier bedurfte es ja von vornherein einer gewissen Organi-

sation. So treten bei der Gründung von Freiburg i. Br. 24 vereidigte Marktheussen (conjuratores fori) hervor, die im Namen der Gemeinde den Vertrag mit dem Stadtherrn abschließen. Ein Zusatz zum Stadtrecht aus der zweiten Hälfte des zwölften Jahrhunderts lässt sie bereits als 24 „Confratini“ erkennen; es war aus ihnen also ein förmlicher Stadtrat geworden. Die Autonomie in Mass und Gewicht, die Ausübung der Lebensmittelpolizei und die Polizeigerichtsbarkeit im Kleinhandel mussten allenthalben die Grundlagen der städtischen Selbstverwaltung herausbilden und zur Einsetzung von Gemeindeausschüssen führen, die sich technisch leicht in einen Stadtrat umwandeln lassen. Wo Schlosskollegien bestanden, mochten auch diese den Ausgangspunkt abgeben. In vielen Orten wird die Staatsbildung auf eine Vereinbarung zurückzuführen, die die Kaufmannsgilde mit den vermögenderen Einwohnern, wie Großbauern, Hütten- und Bergwerksbesitzern, abschloss. Die Fortbildung des Marktrechts zum Stadtrecht an der Hand des erweiterten Mobiular- und Immobiliarverkehrs konnte derartige Kompromisse nur nahe legen. Auch wird, wie das Beispiel von Frankfurt vermuten lässt, die Scheidung zwischen Gilde und Stadtentenbesitz keine scharfe gewesen sein. Es möchte schließlich jeder Stadtentenhaber, sofern ihm nur das nötige Vermögen zur Verfügung stand, an den jeweiligen Handelskompanien sich beteiligen, ebenso wie die Gildeleute im Besitz von Stadtentenrechten und von Grund und Boden waren. Die Identität der Interessen lag also vor.

Der Rat vertritt die Stadt nach außen. Er führt das Stadtsiegel, verwaltet die städtischen Angelegenheiten, ernennt die städtischen Beamten, vornehmlich den Stadtschreiber und den Blittel, und hat die der Stadt auferlegten öffentlichen Leistungen aufzubringen. Den Bürgern gegenüber ergibt sich daraus ein Besteuerungsrecht, das zu städtischen Zwecken ausgenutzt, seit dem 13. Jahrhundert neben den direkten die indirekten Steuern, das Ungelt, die Lebensmittelsteuer oder Alzise zeitigt. „Der ganze städtische Haushalt trug gegenüber dem des Reiches und der Territorien bereits einen modernen staatlichen Charakter, wie überhaupt der moderne Begriff des Staates mit seinen öffentlichen Rechten und Pflichten zuerst in den Städten zum Ausdruck gekommen ist.“ (Schröder.) Der Rat beruht auf der Wahl durch die Bürger. Bürger im eigentlichen Sinne aber sind zunächst nur die Besitzer von städtischem Grund und Boden und zwar sofern dieser frei, d. h. nach frühzeitlicher Ausschaffung überhaupt nicht belastet ist. Die Wirkung der städtischen Grundrente und des städtischen Stadtentengeschäfts führt nun bald dazu, dass der Kreis der wahlberechtigten Bürger sich mehr und mehr auf eine Anzahl von Geschlechtern des Handels und des Großgrundbesitzes vereinigt, aus denen wiederum wenige sich als „ratsfähige“ herausheben. In den Händen dieser Stadtaristokratie wird die Stadtverwaltung zum Monopol; die Bürgerschaft spaltet sich in die herrschenden Geschlechter und die von jedem Einfluss auf die kommunalen Angelegenheiten ausgeschlossenen übrigen Klassen.

Die politische Differenzierung der deutschen Städte, die mit der Ausbildung der Staatsverfassung Hand in Hand ging, kann hier nur in großen Strichen gekennzeichnet werden. Seit dem dreizehnten Jahrhundert unterscheidet man in der Hauptzache zwischen Reichs-, Land- und grundherrlichen Städten. Die ersten unterliegen lediglich den Reichsgezegebenen. Als Korporationen haben sie ihren Gerichtsstand unmittelbar vor dem König. Sie verfügen über ihre bewaffnete Macht, haben das alleinige Besetzungsrecht in ihren Feststellungen, besitzen Bündnis- und Fehderecht, Münzregal, Zölle, Geleits- und sonstige Hoheitsrechte. Seit dem vierzehnten Jahrhundert zählen zu ihnen auch eine Anzahl von Bischofsstädten, wie Basel, Straßburg, Speier, Worms, Köln, Regensburg, Augsburg und andere. Die Landstädte stehen nicht unmittelbar unter dem Reich, sondern unter der seit den Tagen der Hohenstaufen konsolidierten landesherrlichen Gewalt. Ihr Gerichtsstand ist daher vor dem territorialen Hofgericht. Ihre Stellung zum

Landesherrn weist weitgehende Verschlebenheiten auf. Manche wie Hamburg, das später Reichsstadt wird, und die meisten, die zur Haute gehörten, bilden förmliche Freistädte, während andere völlig vom Landesregiment abhängen. Um die Einzigartigkeit der grundherrlichen Städte ist es äußerst bestellt. Sie haben wenig mehr als die offenen Marktflecken zu bedeuten.

Nicht nur die Staatsverfassung wird seit Beginn des dreizehnten Jahrhunderts durchgeführt, auch in anderer Hinsicht tritt für die Städte jetzt eine neue Zeit an. In diesem wie in dem folgenden Jahrhundert waren die Preise der landwirtschaftlichen Produkte sehr niedrig, hatte doch die große Not in allen im Osten und Süden eben begonnen; der Handwerkslöhne aber standen hoch. So sah sich der Handwerker in der Lage, Ersparnisse zu machen und diese wiederum entwickelten ein besseres Arbeitskapital. Auf dem gerieteten Boden, der zunächst nur eine primitive Werkstattbude aufwies, errichtete ein Händler, das aus eigenen Mitteln erzielte war. Wie ein Jahrhundert zuvor die Grundbesitzer der Stadt zur vollen Freiheit gelangt, so trat jetzt auch der Handwerker endgültig aus den letzten Resten der Hörigkeit heraus. Das Hans galt bald als das Wesentliche des Immobils. „Das auf dem Bodenmiete für den Handwerker bisher konstituierte Verhältnis halb persönlicher Bindung, das im Vordergrund gestanden hatte, trat zurück und verschob sich in eine rein dingliche Erbpacht.“ In der zweiten Hälfte des dreizehnten Jahrhunderts erscheint der Handwerker als Besitzer gleichzeitig von Hans- und Baumgrund. Der alte Zins war zu entrichten geworden, die Werkstatt frei. Die Produktion für den Markt lässt dann zunächst kleinere Kapitalanlagen im Handwerksbetrieb wachsen. Diese Tendenz tritt mit wachsender Rentabilität immer schärfer hervor. Im vierzehnten Jahrhundert bereits ist sie das Kennzeichen des besseren Kunstmeisters. So wird das Handwerk der bedeutendste Erwerbszweig der Städte, der, wie das bereits angezeigte Beispiel von Frankfurt beweist, Landwirtschaft und Handel überstieg.

Kein Wunder, wenn da die Zünfte die Zurückziehung, die sie von der Verwaltung der Stadt ausgeschlossen, lebhaft und bitter empfanden. Dazu gesellte sich ihr wachsender militärischer Einfluss. Die Zeit war dahin, wo das patrizische Rittertum die Hauptwaffe der Stadt gebildet. Schon im vierzehnten Jahrhundert hatte es nur mehr gesellschaftliche Bedeutung militärisch keinen die Fußtruppen es ab. Als soldatische mache die Zunft ihre Geschlossenheit, die Vereinigung in gleichen Gassen und Straßen, die körperliche, durch ständige Arbeit gestählte Lebenseleganz ihrer Mitglieder besonders geeignet. Sie bringt bereits das vierzehnte Jahrhundert den Konflikt zwischen Zünften und Geschlechterregimenten. Wie er auslaufen musste, konnte von vornherein nicht zweifelhaft sein.

Durchweg mussten die von den Zünften verlangten Reformen zugestanden werden. Im einzelnen sehr verschieden geartet, bewegten sie sich in drei Gemeinen in drei Richtungen. Dem alten Rat wurde die Exekutivgewalt meist genommen und einer besonderen Ausschuss von fünf, zehn, fünfzehn und mehr Mitgliedern übertragen. Die neue Exekutive galt als das Organ einer auf breiterer Grundlage ruhenden Gemeindevertretung, die neben dem alten Rat trat, in den wichtigeren Fällen zugezogen werden musste und den alten Rat auf die Rolle einer städtischen Oberherrschaft herabdrückte. Der Rat selbst ward in der Weise reformiert, dass man die Patrizie zum Eintritt in die Zunft zwang, oder den Zünften besonders vorbehaltene neue Stadtsstellen schuf, oder den ganzen Rat unter Beseitigung des Kooperationsrechtes auf Wahl stellte und das aktive wie das passive Wahlrecht auf die Zünfte ausdehnte. „Demokratisch“ waren diese Neuerungen nur insofern, als sie die Zünfte neben den Geschlechtern in das Stadtregiment brachten, die übrigen fassten der Stadtregiment jedoch, Gesellen, Tagelöhner, kleine Ackerbürger, Juden und Hörige nach wie vor von der Beteiligung an der Kommunalverwaltung ausgeschlossen.

Nr. 38

Für den Anzeigenanteil der „Neue Welt“ ist weder die Redaktion noch der Verlag des Blattes verantwortlich.
Alleinige Unterlagen-Annahme durch Heinr. Eisler, Hamburg und Berlin. Preis pro gespaltene Nonpareille-Seite oder deren Raum M. 1,50.

1904



Remontoir-Uhren, garantiert
gutes Werk, ohne Schmuck, starkes
Gehäuse, deutscher Weichstahl,
2 echte Goldränder, Emaille-Differ-
enzial, M. 10,50. Dose mit 2 echten
silbernen Kapellen, 10 Uhren M. 15.
Schlechte Ware führe ich nicht.
Meine sämtlichen Uhren sind wirklich
gut abgezogen und genau reguliert;
sie geben daher keine jährliche Fort-
schritts-Warantie. Verhandlungen gegen Nach-
nahme oder Postenabzahlung, Umtausch
gestattet oder Geld sofort zurück, somit
Bestellungen bei mir ohne jedes Risiko.
Reich illustrierte Preisliste über alle
Sorten Uhren, Ketten und Gold-
waren gratis und franko.
S. Kretschmer, Uhren, Ketten und
Goldwaren. En gros
Berlin 415. Neue Königstraße 4.
Reelle und wirklich billige Be-
zugssquelle für Uhrmacher und
Wiederverkäufer.

Gardinen

Stores, Spachtelläden und
Blätter, Kongress-Stoffe
liefern direkt an Private das
Gardinen-Versandhaus
Emil Wohlhaber, Falkenstein I. V.
Bemerkung Nr. 78. Katalog gratis.

Komplettes Rasier-Etuis
mit hohligesicht, Rastermess., Streichriem.,
mit Pflege, Rasternapf m. Pinsel u. Rasier-
puder für nur M. 2,50 gegen Nachnahme.
Garantie, Untansicht oder Betrag zurück.
Hauptkatalog von sämtl. Stahlwaren,
Waffen, Gold u. Edelmetall, gratis u. frei.
E. Lüttges & Co., Solingen 74.
Fabrik f. Stahlwaren u. Versandhaus.

Deutsch, erstklass. Roland-Fahrräder
auf Wunschen auf Teillzahlung.
Anzahl. 25.-50 Mk.
Abzahl. 8.-15 Mk.
monatl. Gegen
Barzahlung
hief. Fahrräder
v. 70 Mk. an.
Man verlange umsonst Preisliste.
Roland-Maschinen-Gesellschaft
in Köln 288.



„Superior“-Fahrräder
sind auch für Saison 1904 unbedingt
die besten und trotzdem
ausserordentlich billig!
Waren Sie Bedarf in Fahr-
rädern u. Fahrrad-Zubehör-
teilen, so fordern Sie meinen
Hauptkatalog, der Ihnen kosten-
los zugestellt wird; derselbe bietet
reichhalt. Auswahl bei allerbilligst.
Preisstellung.
Hans Hartmann, Eisenach 122.



Petroleum-Glühlicht!
Ohne Strumpf, ohne
Lampenänderung,
50% Oelersparnist. Kein
Dunsten. Preis pro
Apparat M. 1,50 franko.
Wiederverkauf gestattet.
Prospekt kostenlos.
Max Goltz, Berlin
NW. 17, Louise-Ufer 50.

10000 Gratis-Dosen

meines echten Haarwuchs-Mittels
kommen in den nächsten Wochen zur Verteilung.

Ein bemerkenswertes Angebot an die Leser
der „Neuen Welt“.

Als ich kahl war, kam ich in den Besitz eines Rezepten zur Her-
stellung eines echten Haarwuchs-Mittels. Mein Haar wuchs, so wie es jetzt
ist, in ungefähr 40 Tagen.

Ich verlange nicht von Ihnen, daß Sie Geld dafür ausgeben,
um festzustellen, ob meine Formule auch bei Ihnen einen Nachwuchs oder
Nachwuchs des Haars bewirkt; ich biete Ihnen aber die Gelegenheit, daß
Sie sich ohne Kosten davon selbst überzeugen. Sie brauchen sich nur
eine Vorschuss-Dose meines berühmten Haarwuchs-Mittels abholen oder zu-
schrücken zu lassen. Wenn sie nach einem Versuch meine Formule als
leistungsfähig erwiesen, können Sie mit gutem Gewissen ein großes
Quantum kaufen.

Eine Postkarte genügt.

Wenn Sie an mich schreiben und sich auf die Offerte in dieser
Zeitung beziehen, werde ich Ihnen umgehend eine Probe-Dose kostenlos
zusenden. Eine Anzahl überzeugender Dankeskarten ist jeder Sendung be-
gleitet.

John Craven-Burleigh
BERLIN 122. Leipziger Straße 84.



Ein Versuch
kostet nichts.



erhältlich in den Cigarrengeschäften
nur leicht mit Firma auf jeder Cigarette.

Oriental-Tabak- u. Cigaretten-Fabrik
Yenidze, Inhaber Hugo Zietz, Dresden.



Aerztlich empfohlen! Patent-Kühlkissen D. R. - P.
(Dauer-Kühl - Kompressen mit elektrischem Strom.)
Bestes Mittel gegen Migräne,
Kopfschmerz

überhaupt, Nervosität, eingenommenen Kopf, Schlaf-
losigkeit, Herzbeschwerden, Entzündungen usw.
M. 2,00, 3,-, 4,-, 5,-. Binde M. 1.
Zu haben in vielen Geschäften, oder gegen Vor-
einsendung des Betrags und Porto (20 Pf.) oder
gegen Nachnahme direkt bei

Enax & Geyer, Leipzig 9, Breitkopfstr. 12.
Prospekte gratis. — Hyg. Artikel u. patent. Neuheiten.



Rasiermesser von unerreichter Glätte und
Schnittfähigkeit empfohlen
Fritz Hammesfahr, Fabrik und Versandhaus, Foche b. Solingen.

D. R. - G. - M.
Nur bei mir zu haben.
Kronen-Diamant-Stahl M. 3,25
Kronen-Silber-Stahl M. 2,25
Fertig zum Gebrauch in Etui. Für jedes
Stück wird garantiert. Streichriemen M. 1,- bis 1,80.
Rasierpinsel, Rasierschalen M. 1,- 50, Oelzählestein M. 2,50, Schärfmasse
M. 30, Rasiersofse M. 2,50, Rasier-Garnitur komplet in f. Etui M. 8. Versand
gegen Nachm. Katalog mit Abb. 8000 bitte zu verlangen franko u. umsonst.

Spezial-Versandhaus für sämtliche Artikel zur
Krankenpflege und Hygiene.
Leopold Schüssler, K. 76, Berlin SW. 11, Anhaltstraße 5.



GÖRICKE'S WESTFALEN-RAD

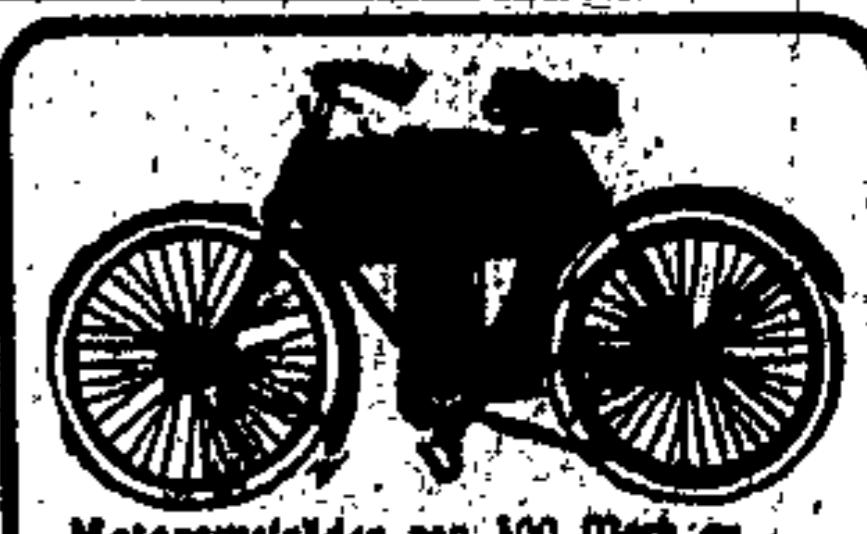
MOTOR-RAD

VERTRIEBEN AUF ALLEN PLATZEN

GRATIS & FRANCKO. BESTE QUALITÄTSWARE

BIELEFELDER MASCHINEN-FAHRKRAFTWERK AG Göricks, BIELEFELD

GEGRÜNDET 1874 JAHRESREKORD 1891 FAHRKRAFTEN 16.700 ARBEITER



Motorzweiräder von 300 Mark an.
Motore zum Selbst-Bau in jede Jahr-
zeit ohne Veränderung.
Fahrräder, 1 Jahr Garantie M. 80,-
mit Freilauf-Rücktrittbremse M. 90,-
Glockeng., Innentüll., Doppelgelenk-
Laufdecken M. 3,90, 4,25, 5,50, 6,-
Luftschläuche M. 2,75, 3,50, 4,-
Luftglocken M. 0,75
Reitstuhlerntern. M. 0,75
Calciumcarbid, Allo. M. 0,50
Lenkstange, verstellbar. M. 2,70
Pedale M. 1,85
Elekt. Taschenlamp. M. 0,75
Geopannier Räder M. 5,-
Gummipumpen M. 1,15
Freilauf-Hinterräder M. 11,-
— Reparaturen aller Systeme billig. —
Forderung gratis, wenn ausgewichen ist. Kosten
Versteuerung nach getätigten Verkäufen gewährt.
Hoher Rabatt! Guter Nebenverdienst!



Illustrierte Preisliste

elektrischen Artikel

für Stockstrom-Anlagen
Elekt. Klavier, Telefon und
Elekt. Motor-Bedienungs-
Anlagen.
Elekt. Lehrmittel u. Apparate

+ Magerkeit +
Schöne, volle Körperform durch unter
Oriental-Tabakpulver, preisgekrönt,
goldene Medaille Warsch 1900, Angene-
hme Ausstellung und goldene Medaille Hamb-
urg 1901; in 6-8 Wochen bis 80 Pfund
Gewicht, garantiert unschädlich, Stren-
ge reell — kein Schwund. Viele Dan-
scheiben. Preis: Karton M. 2,- Post-
anwendung o. Nachnahme mit Gebrauchs-
anwendung. Hygienisches Institut
D. Franz Steiner & Co.
Berlin 170, Königsgräberstraße 72.

+ Für alle Qualgeister +
wie Sommersprossen, Damendärte, Kopf-
schwind, Haarausfall etc. sind einzige Heilung
untere Walberlkult. Mittel!! Bürgnis Chem.
Fabrik, Berlin 80, 26. — Man verl. gratis-Prosp.

Reeller Neben-Verdienst
Ohne Risiko u. Einsatz! Für Jedermann!
Max Schmitz, LEIPZIG R. 90

Hygienische
Bedarfsartikel. Neuester Katalog
mit Empfehl. vieler Ärzte und Profess.
grat. und franko.
II. Unger, Berlin N., Friedrichstr. 181c.

Hygienische Bedarfsartikel
billigte Preise. — Anfragen erbeten.

Heinrich Sachs

Frankfurt a. M. 8, Alerheiligenstr. 68.

Gerösteter Kaffee, spezialität.
Haushalt-Mischung, tröstig u. feinschm.,
610 g, Cafflorca-Misch., v. fest. Geschm.,
120 g. Vollf. frisch. int. Verpackt.
Bremer Kaffee-Verstand und Rösterle
J. H. Bischoff, Bremen.

Bandwurm mit Kopf, sowie Spul- und
Madeawürmer beseit. ohne
alle Beschwerden und lt. vielen Dank-
schreiben leicht und sicher die nach
Angaben des Dr. Débott von mir allein
hergest. Wurm-Schokolade „Curbitin“
(ges. gesch.). Dieselbe ist selbst für
kleine Kinder absolut unschädlich, da
nach bes. Verf. nur aus je 50 pZt. präp.
franz. Kürbiskernen und Schokolade
hergestellt, daher unbedenklich auch
bei Wurmverdacht anwendbar. Preis
für kräft. Erwachs. M. 3, für schwächl.
M. 2, für kleine Kinder M. 1, für gross.
M. 1,50, zuzgl. 30 g Porto. Alleiniger
Bezug durch P. Garms, Hyg. Labor-
atorium Thalysia, Leipzig 30 NW.

Walter Georgi: „Bauernanz“.



Und kaum waren die Blitze in der Gewalt, als sie die Stufen der Gesetzgebung und Verwaltung auch schon zu ihrem Vorteil ausnützten. Nicht nur sperrten sie sich immer mehr ab, strebten sie den eingessenen Meisterfamilien das Handwerkmonopol ihrer Städte in die Hände zu spielen; durch Lohnzonen, Trinklubenverordnungen, durch Ausbebung der Lehr- und Gesellenzeit und Maßnahmen anderer Art suchten sie die anrückende Gesellschaft von sich abzuwehren. Denn je mehr sich der Handwerksbetrieb vervollkommenete, je mehr er ein vorgängiges Anlagekapital erforderte, um so schärfer bildete sich der Gegensatz heraus auf der einen Seite des Unternehmers, auf der anderen Seite des Knechtes, des Lohnarbeiters. Diese Tendenz ward noch verstärkt durch Umstände von besonderer Beschaffenheit, die den Übergang des Mittelalters in die Reformationszeit kennzeichnen. Der Aufschwung der Städte wirkte revolutionierend auf das Land zurück; größere Massen existenzloser Bauern und Landknechte drängten in die Stadt und vermehrten hier das preismindernde Angebot an Arbeitskräften. Die Ergiebigkeit der Silber- und Goldbergwerke wuchs und rief jene die Edelmetallpreise drückende, die Warenpreise erhöhende Inflation im Geldwesen hervor, die als der Vorläufer jener gewaltigen Krise betrachtet werden kann, die im sechzehnten Jahrhundert infolge der Erschließung der amerikanischen Metallschäden das ganze zivilierte Europa treffen sollte. So stellt das späte Mittelalter den Unternehmerprost und den Arbeitslohn einander schroff gegenüber als die beiden Einkommensarten, die berufen waren, die Grundlage des neuzeitlichen Erwerbslebens abzugeben. —



Elektrische Grubensförderung.

Von Georg Burchard.

Die Entwicklung des Dampfmaschinenbaues steht in den engsten Beziehungen zu dem Aufschwunge des Bergbaus; die Konstruktion der ersten Dampfmaschine, wie sie im Anfang des 18. Jahrhunderts von dem Engländer Newcomen ausgeführt wurde, entstand nur, weil man damals unbedingt eine Maschine nötig hatte, um das Wasser aus den immer tiefer werdenden Schächten der englischen Steinkohlengruben herauszupumpen. Mit der bis dahin verwandten animatischen Kraft war es nicht mehr möglich. So hielt die Dampfmaschine ihren Einzug in die Bergwerksanlagen und wurde später, als sie James Watt sehr vervollkommenet hatte, nicht nur als Wasseraufnahmemaschine verwandt, sondern nutzte auch die Energie zum Betriebe der Förderanlagen hergeben.

Die Dampfmaschinen, die heutzutage in modernen Bergwerksanlagen Verwendung für die Förderung der Mineralien aus den Schächten finden, erreichen gewaltige Dimensionen; Leistungen von 3000 bis 4000 Pferdestärken sind nichts Ungewöhnliches. Das hat seinen Grund in der schnellen Förderung, die bei den neuen Grubenanlagen mit ihren Tiefen bis zu 1000 Meter unter Tag nötig geworden ist. — Die Förderanlage ist in der Regel wie folgt eingerichtet: Die Dampfmaschine treibt durch direkte Kuppelung eine große Förderkugel, auf die sich das in den Schacht führende Förderseil aufwickelt. Gleichzeitig wechselt sich von einer anderen, mit der ersten fest verbundenen Trommel ein zweites Seil ab. Jedes Seil wird über eine Seilscheibe geführt, die direkt über den Schacht in einem turmartigen Gerüst drehbar gelagert ist, und trägt an seinem Ende den Förderkorb, ein mit Etagen versehenes eisernes Gestell, in das die mit Kohlen oder anderen Mineralien beladenen kleinen Wagen hineingeschoben werden. Die Förderung geschieht in der Weise, daß der eine Korb in den Schacht hinabsteigt, während der andere emporsteigt. Die Geschwindigkeit der Förderung, des Treibens, wie der Bergmann sagt, beträgt bei neueren Ausführungen 10 bis 15 Meter pro Sekunde im Durchschnitt. Bei dieser rasenden Fahrt darf der Förderkorb natürlich nicht frei im

Schacht auf- und absteigen; er muß seitlich durch Schleifen geführt werden. An Stelle der Seltrommel verwendet man in jüngster Zeit vielfach sogenannte Treibscheiben, das sind Scheiben aus Eisen, 5 bis 6 Meter im Durchmesser haltend und am Umfange mit einer Minne versehen, in die sich das Förderseil hineinlegt. Die Bewegungsaübertragung geschieht also nur durch die Minne, die das Förderseil in der Minne der Treibscheibe erfährt. Da bei dieser Anordnung möglichst gute Ausbalancierung der bewegten Teile gegeneinander Bedeutung ist, so bringt man an den beiden Förderkörben ein Unterseil an, das in einer Schleife bis auf die Schachtsohle hängt; die von dem einen Seile auf die Treibscheibe ausgelöste Drehwirkung wird dann immer von dem anderen genau ausgeglichen. — Die Förderkörbe kommen an dem oberen und am unteren Ende des Schachtes zur Ruhe. Das obere Ende des Schachtes, dort wo die Wagen aus dem Förderkorb herausgefahren werden, nennt man die Hängebank; das untere Ende des Schachtes, wo der Förderkorb beladen wird, heißt der Füllort. Sowohl an der Hängebank wie am Füllort sind Vorrichtungen angebracht, die ein Aufsetzen des Korbes ermöglichen, damit das Förderseil während des Beladens und Entladens vollkommen entlastet ist. Das Förderseil selbst ist aus den besten Ziegelgußstahlträgern angefertigt.

Zu den nötigen Ausstattungen einer Förderanlage gehören noch verschiedene Sicherheitsvorrichtungen. Vor allem eine Bremsvorrichtung, die es ermöglicht, die Treibscheibe oder die Seltrommel festzuhalten. Sie wird in der Regel durch Druckluft in Tätigkeit gesetzt und schaltet sich automatisch ein, sobald der Förderkorb durch Unachtsamkeit des Maschinisten zu hoch treibt. Außerdem befindet sich im Maschinenhaus einer jeden Förderanlage ein sogenannter Lenzenziger, der dem Maschinisten jederzeit die Stellung des Korbes im Schachte anzeigt. Zur Verständigung des Maschinisten von dem Füllorte aus sind ferner Signalvorrichtungen erforderlich; gegenwärtig verwendet man dazu elektrische Schellen und Telephone.

Der Betrieb der Anlage gestaltet sich folgendermaßen. Wenn der Maschinist von dem Füllort aus das Zeichen zum Auffahren bekommen hat, gibt er seiner Maschine Dampf und fährt mit der höchsten Kraft los. Der Arbeitsaufwand, den die Dampfmaschine beim Auffahren zu leisten hat, um die schweren Massen der Treibscheibe, der Förderkörbe und des langen Seiles in Bewegung zu setzen, ist ungeheuer groß. Nach ausgeführten Messungen betrug er bei einer Fördermaschine, die eine Nutzlast von 4300 Kilogramm zu heben hatte und so schnell anfuhr, daß die Maximalgeschwindigkeit von 16 Metern pro Sekunde nach 16 Sekunden erreicht wurde, 3300 Pferdestärken im Maximum; Ist die Höchstgeschwindigkeit erreicht, dann schaltet der Maschinist den Dampf ab, die Maschine läuft infolge ihrer Trägheit mit allmählich geringer werdender Geschwindigkeit weiter, und schließlich, kurz bevor der Förderkorb die Hängebank erreicht, wird die Bremse angezogen. Dadurch kommt die Maschine schnell zum Stillstand; der Maschinist richtet natürlich die Stärke der Bremse so ein, daß der Förderkorb genau an der Hängebank Halt macht. Nunmehr werden die vollen Wagen heruntergehoben, leere werden an ihre Stelle gefahren, am Füllort vollzieht sich der Vorgang zur selben Zeit in umgekehrter Reihenfolge, und das ganze Spiel beginnt von neuem. Man sieht ohne weiteres, daß es sich hier um einen stark schwankenden Betrieb handelt; die Maschine muß bald ungeheure Leistungen ergeben, bald ist sie gänzlich entlastet. Dieser Zustand hat eine durchaus unwirtschaftliche Arbeitsweise der Dampfmaschine im Gefolge; Fördermaschinen verbrauchen oft bis zu 50 Kilogramm Dampf für die Pferdestrahlle, während z. B. die großen Maschinen der Berliner Elektrizitätswerke einen Dampfverbrauch von nur 4 Kilogramm pro Pferdestrahlle aufweisen.

Diese genaue Beschreibung des Dampfförderbetriebes wurde deshalb gegeben, weil die elektrische Grubensförderung ganz ähnlich eingerichtet ist und

sich eigentlich nur durch den Antriebsmotor davon unterscheidet: An die Stelle der Dampfmaschine tritt der Elektromotor. Der hat aber seine ganz bestimmten Eigentümlichkeiten, die wiederum eigenartige Konstruktionen des Anlassmechanismus bedingen. Diese Konstruktionen für die bei Fördermotoren ausschließlich verwendeten großen Typen gut durchzuführen, hat lange Zeit gedauert und so war's dann eigentlich erst die Döllsdorfer Gewerbeausstellung im Jahre 1902, die wirklich gebrauchsfähige Förderanlagen mit elektrischem Antriebe zeigte.

Es sollen nun die charakteristischen Eigentümlichkeiten eines Elektromotors, wie er im Grubenbetriebe Verwendung findet, etwas näher besprochen werden.

Ein Elektromotor besteht der Hauptzache nach aus vier Bestandteilen: dem feststehenden Magnetensystem, dem rotierenden Anker und Kollektor und dem feststehenden Büsten. Das Magnetensystem, auch Feldmagnete genannt, wird durch Eisenkerne gebildet, die an der Innenseite eines ringförmigen Stahlkunststücks, dem Zoch, strahlensymmetrisch angeordnet sind und durch einen elektrischen Strom, der sie in vielen Drahtwindungen umfließt, zu starken Magneten werden. Vor den noch nach innen zylindrisch ausgebreiteten Enden der Magnete, den Polen, bewegt sich der Anker vorbei. Der besteht aus einem zylindrischen Eisenkern, auf dem Stahldrähte mit isolierender Belebung, versehen in symmetrischer Anordnung aufgewickelt sind. Bei großen Motoren verwendet man an Stelle der Drähte dicke Kupferstäbe, die dann in Nuten des Ankers eingefügt werden. Diese Kupferarmierung des Ankers ist an bestimmten Stellen mit dem Kollektor leitend verbunden. Der Kollektor oder Stromsammler besteht aus Kupfersegmenten, die untereinander isoliert sind, und sitzt auf der Achse des Ankers. Am Umfange ist er genau zylindrisch abgedreht. Auf dem Umfange schleifen die Büsten, aus dünnen Metallblättern oder Kohlestücken hergestellt, und geben die Möglichkeit, dem Anker von außen elektrischen Strom zuzuführen, ohne ihn selbst an den Umdrehung zu hindern. Das Minimum der Büstenzahl ist zwei; eine führt den Strom zu, die andere führt ihn ab. Um nun den Motor in Tätigkeit zu bringen, muß man seinen Büsten eine gewisse elektrische Spannung anpresso. Die aufgepreßte Spannung schlägt dann einen elektrischen Strom durch die Drahtwicklung des Ankers und macht ihn zu einem starken Magneten, der nun von den Polen der Feldmagnete auf der einen Hälfte seines Umfangs anziehende, auf der anderen Hälfte abstörende Kräfte erfährt, so daß er sich in Umdrehung versetzt und Arbeit leisten kann. Die elektrische Spannung in den Büsten des Motors ist also die Ursache des fließenden Stromes im Anker; man kann sie mit einem Druck vergleichen, der den Strom durch den Widerstand der vielen Drahtwindungen hindurchpreßt. Erzeugt wird diese elektrische Spannung in modernen Betrieben durch Dynamomaschinen. Eine Dynamomaschine ist genau so gebaut wie ein Elektromotor, nur wird sie von einer Kraftmaschine angetrieben und erzeugt durch Drehung ihres Ankers vor den Magneten vorbei elektrische Spannung. Die kann durch Drähte oder Kabel fortgeleitet werden und ist im Stande, durch einen geschlossenen leitenden Verbindungsdräht einen elektrischen Strom hindurchzupressen. Spannung und Stromstärke können durch Instrumente gemessen werden, genau, wie sich die Temperatur eines erwärmten Körpers mit dem Thermometer feststellen läßt. Wie jedes Thermometer eine Gradeinteilung hat, nach Raumur oder Celsius so besitzt auch jeder Strom und Spannungsmesser auf einer Skala eine Gradeinteilung. Über die Gradeinteilung spielt ein Zeiger, der von der Spannung oder dem Strom bewegt wird. Die Einheit der Gradeinteilung auf dem Strommesser nennt man ein Ampere, die auf dem Spannungsmesser ein Volt. Bei den Motoren der Grubensförderung handelt es sich meistens um Spannungen von 500 Volt, die an den Büsten des Motors herrschen. Höhere Spannungen bis zu mehreren Tausenden von Volt kommen nur dann vor, wenn man mit Wechselstrom arbeitet.

(Schrift folgt.)

Der Schmied-Baron.

Von W. Holzamer.

(Fortschung.)

Sie redeten lange hin und her — sie redeten ein halb Dutzend Mal dasselbe — sie ließen einmal das Thema ganz fallen — nahm's der Anton vorsichtig wieder auf — und da er dann den Schmied-Georg wieder richtig erwärmt hatte, stieg er's fallen. Mit heimlicher Freude bemerkte er nun, wie's jetzt der Georg aufgriff.

Einen Schoppen dazwischen und noch einen — und dicke, dicke Rauchwolken, und auch 'mal eine Welle kalte Pfiffe.

Endlich war's so weit, schien dem Anton. Es galt nur noch ein leutes Wort. Noch einen letzten Drucker, wie man eine Türr aufschleift, oder wie's bei beim Schließen. Vorsichtig, aber fest, dann gibt's keinen Rückschlag und die Kugel geht ins Ziel.

„Ich will Dir was sagen, Georg, was wir machen; es ist mit einem Wort klipp und klar gesagt: wir machen ein Kompaniegeschäft. Das heißt nur so: Kompaniekraft, Kompaniearbeit, aber der Verdienst ist Dir allein! Ich werd' als Geselle bezahlt.“

Der Georg lächelte und tat ein paar Züge.

„Du sollst nicht zu kurz kommen, Anton, es muß alles recht und gerecht angehen und Du sollst Dich nicht zu beklagen haben. Abgemacht und aufgehört. Jetzt trinken wir noch einen, die Frau kann den Schwartemagen anschneiden und wir fröhlichen was.“

Die Agnes wurde gerufen und empfing die Nachricht mit einer erstaunten Gleichgültigkeit. Dann sagte sie: „Na, schafft mir auch Arbeit herbei für so zwei Schafflerle, wie ihr seid.“

„Wird schon,“ sagte der Georg. „Mach' Dir kein' Sorgen 'd'r'aus und bring' uns was zum Frühstück — den großen, schönen Schwartemagen schnell' an, welst Du — und ein bisschen Senf und ein Glöckchen, wenn Du's g'rab' hast.“

Die Agnes spielte nun die Unfreundliche.

„So seid Ihr Männer — essen, trinken, rauhen und mir Arbeit machen.“

Sie wollte hinausgehen.

„Ich bin nun nichts als der Gesell' im Hause, Frau Meisterin, und meinewegen darf der Meister kein' Umstand' machen.“

Da wurde die Agnes rot und ging hinaus, den Schmied-Georg aber freute es, einmal, weil der Anton sich so deutlich als Geselle bekannt hatte, und dann, weil dadurch die Agnes für ihre Schnippigkeit bestraft war, ohne daß ihr eigentlich ein Vorwurf gemacht worden.

Ja, das „Meister und Geselle“ sollte richtig festgehalten werden.

Als die Agnes nun wieder eintrat, hob der Anton sein Glas und sagte:

„Wir sind nun Drei im Hause, das ist eine Glückszahl. Es soll nun fleißig gearbeitet werden, aber wir wollen auch lustig sein. Also, Frau Meisterin, Prost!“ Die Gläser klängen an, fast gleichzeitig — ein Dreiklang.

* * *

Die Hämmer klangen, und die Arbeit ging leicht von statten. Einander den Takt halten — zwei Kräfte, die sich aneinander entzünden und aneinander messen!

Der Schmied-Georg erkannte bald, daß der Anton nicht vergebens in der Fremde gewesen war all' die Jahre nach dem Kriege. Es war ihm etwas abzuhauen; und er grückte ihm auch vieles ab.

Der Kundenkreis erweiterte sich. Man merkte es bald, daß manches in der Schmiede besser, geschickter und schöner gemacht wurde als früher. Das zog an: Die Konkurrenz büßte in der Tat ein — und die Hämmer klangen heller, je mehr Aufträge kamen. Zwei Kräfte, die ihren Erfolg sahen.

Der Schmied-Georg war froh, daß die Kirchweih ihm den Genossen zugeführt hatte, und daß er sich hatte überreden lassen, ihn in sein Geschäft

zu nehmen. Es war ein wahrer Glückstag gewesen, der Kirchweih-Montag.

Auch die Dorfbewohner kounten mit der Geschäftserweiterung zufrieden sein.

Ja, soweit das Geschäftsaugung, waren sie's auch.

Aber sonst waren sie es nicht. Niemand sagte etwas — aber es war allen etwas quer in der neuen Sache. Alle fühlten sich in einem gewissen Unbehagen und Gegensatz. Niemand ward das Gefühl so deutlich, daß er sich darüber in Worten Mechenschaft hätte geben können. Sich und auch anderen nicht. Aber wenn man bessammen stand — und die Stede kam darauf — und nach ein paar Monaten kam die Stede immer darauf — da war's ein Achselzucken, eine Handbewegung, eine Miene, darin sich das Unbehagen und die Abneigung ausdrückten.

Ja, die Arbeit war zu loben, aber der Georg hätte sich den Schmied-Anton vom Leibe halten sollen. Es konnte keiner einen bestumten Grund dafür angeben. Es war dem einen die fröhre Kameradschaft, dem anderen die Altersnähe, dem dritten die Geschäftlichkeit des Anton — und vielen war's dies gewisse etwas, das Menschen und Vorwelt, das man gegen die im Nachbardorf Gebürtigen hatte. Es hing denen allen so was an — sie waren alle „so Leute!“

Und aus dem gleichen Dorfe wie die Frau! Da war nicht zu trauen. Wie hatten sie's nur die Kirchweihen genutzt. Getanzt, als ob sie verheiratet wären! Und den Teufel was nach der Trauer gefragt! Der dumme Schmied-Georg, daß er's zugegeben hatte! Es war doch sein Vater gewesen, den sie misachtet hatten. Im Grabe sogar! Aber das sind so Leute, die von da drüber! Da gibt's keinen Gott und kein Gebot! Denen ist nie zu trauen. Sie sind so — „hudeheralera!“ Sie sind alle nicht sauber. Und der Schmied-Georg ist ein Glöckel. Ein guter Glöckel und Einfalt. Die zwei werden ihn schön lackieren.

Es gingen Monate hin, ohne daß das Gerede einen festeren Kern bekommen hätte. Es war eben einfach die Abneigung gegen die Leute von „da drüber“. Aber wenn man etwas Besonderes zu machen hatte, wußte man doch den Anton zu finden und ihm ausnehmend gute Worte zu geben. Das Geschäft störte das gar nicht, denn der Anton verstand sein Handwerk, und was er gemacht hatte, das war gemacht. In dieser Beziehung war's und blieb's eben gut für den Schmied-Georg, daß er gekommen war.

Nach und nach gewann das Gemunkel eine bestimmtere Form. Es blieb immer noch Gemunkel, denn niemand wollte etwas gesagt haben. Aber es behielt sich: Es war ein beständiger dunkler Ton gleichsam, der durch das Dorfgespräch zog. Wie das Surren der Telegraphendrähte im Winde. Der Schmied-Anton und die Schmied-Agnes. Es sollte sich etwas angeleiert haben. So heimlich so etwas auch gemacht wird, es kommt doch zum Tage. Auf die Dauer läßt sich's nicht verborgen, läßt sich's nicht verborgen halten. „Es ist nicht's so fein gesponnen . . .“ Die alte Bauernweisheit. Es gab immer Aufpasser, wo man sie am wenigsten vermutete. Und die Menschen waren nicht so dummi und ließen sich so leichtlich ein X für ein II vornehmen, wie sich's so zweit dachten.

Aber es geschah dem Schmied-Georg ganz recht. Brachte er sich so eine Laus in den Pelz zu sehen! Erstens so eine zu hechten von da drüber — und dann den Schmied-Anton noch, der auch daher war. Das hatte der Agnes gerade noch gefehlt. Kinder hatte sie keine und kriegte auch wahrscheinlich keine mehr — da passte ihr das.

Dem Schmied-Georg war natürlich nichts zu sagen. Früher, als er die Agnes nehmen wollt', da hatte es einer mit ihm gut gemeint und ihn d'rauf auflauerhaft gemacht, was das für Leute

sieben da drüber. Da war er heftig aufgefahren. Und er konnte sein Tell heftig werden. Es war nicht gut mit ihm Kirschen essen. Na natürlich auch — ein Baumkerl, ein Hitzkopf und ein Schmied. Und doch nur ein Glöckel. Keine Energie, keinen klaren Blick, kein Durchgänger. Bulekt doch ein guter Kerl! Aber sagen kann' man's ihm ja nicht, was längst alle Welt wußte. Er schwor ja Stein und Wein auf seine Frau. Und wenn sie ihm nun auch Hörner aufsetzte, daß sie an den Wänden anstießen. Er merkte nichts. Um Gude ließ er sich's gar gefallen. Der Glöckel! Dann geschah's ihm noch einmal recht.

* * *

Sie feierten Kriegerfest im Dorf: das Kriegerdenkmal wurde enthüllt.

„Den Gefallenen zur Ehr!“

Der Georg sagte: „Da haben die etwas davon!“

Die beiden in der Schmiede dachten an die blühenden jungen Leben, die ausgelöscht worden, an das Blut, das die Erde getrunken, an die Schmerzen, die ausgehalten wurden, an die Krieger, die zeitlebens elend geworden. Sie erzählten sich, wie sie's erlebt, und sprachen von dem, was für manchen nachher gekommen. Und kaum einer ist, meinten sie, der nicht etwas davon in den Knochen stecken hat. Beim einen zeigt sich's früher, beim anderen später.

Man war mit, man hat's mitgemacht — so wie man's mußte. 's ist keine Spielerei, so ein Krieg. Wenn man darüber nachdenkt, er hat mehr zum Tränen, als zum Festfeiern. Wer's mitgemacht hat, weiß das.

Aber schließlich — es ist eine Ehre, auf dem Denkmal zu stehen als Kämpfer für's Vaterland.

Das ganze Dorf war geschmückt. In der Morgenfröhliche Böllerabschlässe und Musik vom Kirchturm. Dann Festgottesdienst und eine Predigt, daß die Frauen die Bäcke herunterliefern, Jung und Alt, und eine Verlesung all' der Kämpfer, der Gefallenen und der Überlebenden von der Kanzel herunter, der Jugend zum Beispiel. Dann am Mittag der Festzug, die Kriegervereine der ganzen Umgegend, die Fahnen, die Präsidenten mit den Schärpen, die Veteranen von 1866 und -- die älteren von 1848, die auch mit an der Spitze schritten. Böllerabschlässe, Musik und die alten Kommandorufe.

Die Festrede — und die Enthüllung des Denkmals.

Der Schmied-Georg stand in der vordersten Reihe als Dekorierter, die Denkmünze und das Verdienstkreuz auf der Brust. Weiter zurück stand der Anton — mir mit der Denkmünze geschmückt.

Nun freilich dachten sie an die Kriegsnöte nicht mehr, und wenn sie daran dachten, geschah es mit Stolz. Mit dem Stolz, der nun in allen alle tieferen Gedanken zurückdrängte, mit dem Stolz des Heilsrausches und dem Hochgefühl, Gefeierter zu sein. Dies Gefühl hielt nun an, und in den Wirtshäusern wurde es vom Wein genährt. Das Alltägliche wurde vergessen, man gab sich der Freude hin. Und die Erinnerungen vergoldeten sich. Alles wurde wertvoll, und jedes Geschehnis wurde Tat. Man feierte gegenseitig einander an. Man umgab einander mit der Glorie des Krieges und des Ruhmes, indem man von sich und anderen erzählte. Man glänzte vor sich und anderen, und — man glänzte vor den Frauen! Festrede folgte Festrede, Trinkspruch folgte Trinkspruch, und im Hoch auf Vaterland und Kaiser, Führer und Tat, Ehre und Vaterlandsliebe, Freiheit und Waffenruhm stieg die Begeisterung immer höher, lebte man sich immer mehr in das Vergangene ein, erhobte man die Phantasie. Auch der Müchnische veranschloß sich — ohne betrunknen zu sein — Festrausch, Rausch der Männlichkeit.

(Schluß folgt.)

Feuilleton.

Tritt zu.*

Wann alle Wässerlein fließen,
Soll man trinken,
Wann ich mein Schatz nicht rufen darf, ju ja rufen darf,
So tu ich ihm winken.

Winken mit den Augen,
Und treten mit dem Fuß,
S' ist eine in der Stuben, ju ja Stuben,
Und die mir werden muß.

Warum soll sie mir nicht werden,
Denn ich seh' sie gern,
Sie hat zwei blaue Augenlein, ju ja Augenlein,
Sie glänzen wie zwei Stern'.

Sie hat zwei rote Bäcklein,
Sind röter als der Wein,
Ein solches Mädel findt man nicht, ju ja findt man nicht,
Wohl unter dem Sonnenschein.

„Ach herziger Schatz, ich bitt' dich d'rüm,
Laß mich gehen!
Denn deine Leute schmähen mich, ju ja schmähen mich,
Ich muß mich schämen!“

„Was frag' ich nach den Leuten,
Die mich schmähen;
Und so lieb' ich noch einmal, ju ja noch einmal,
Die schönen Mädel.“ —

Bauerntanz. Man tanzt auf den Dörfern nicht so oft, wie in der Stadt, aber wenn es geschieht, dann langt's. In katholischen Gegenden ist das Vergnügen noch seltener. Im Abend und durch die ganze Fasten bis nach Ostern leidet's der Pfarrer nicht, denn am Gottesdienste machen so totmüde, daß kein Mensch während dieser Zeit aus „Strampfen“ denkt; bleiben also die Seiten vor und bis zur Fastnacht, um Pfingsten herum und der Herbst. Dann ist aber so ein Tanz auch ein Fest, das wohl vorbereitet sein muß und das mit „Verstand“ ausgelöst wird, bis zum Ende. Schweine und Hälzer werden geschlachtet, Würste gemacht „in die Million“ und Bier eingeschrotet, daß schier der Keller plakt. Der Tanzsaal ist „auf den Gang“ hergerichtet, die Fenster haben weiße Halbgardinen, Kleidigkeiten ziehen sich unter der Decke hin und um das Musikerchor. Und jetzt kann's losgehen.

Unser Künstler hat so einen Tanz recht fastig charakterisiert. Die Haupthäche bei jedem Tanz ist die Musik. Und je mehr Blech, desto besser. Dann kann man nicht aus dem Takt fallen. Unsere Musik besteht nur aus Blech. Es verlohnt sich, diese Musikanzengesichter zu betrachten. Da ist der Mann mit dem Bombardon. Dem ist die Kunst „Wurst“. Er bläst hinein, daß es rumpelt und pumpt. Wenn die Fenster zittern, lacht er in sich hinein. Der mit dem Stroh-Horn scheint Sauerampfer gegessen zu haben, so ein verzwicktes Gesicht macht er. Nur der Pistonbläser ist ganz und mit Liebe bei der Sache. Er ist auch schon etwas „Besseres“. Ab und zu fällt ihm ein Solo zu. Der Dirigent hat Durst bekommen und langt sich einen Matszrug.

Und nun die Ländler. Im Hintergrund die wirklichen Bauern. Die Füße stampfen, Hüte werden geschwungen, rund um und um geht's in vollem Schwung. Vorn zwei Paare. „Holztrömler“. Das eine oder andere aus der Stadt. Links die „Mäder“. Das Mädel hat den Burschen einfach um den Hals genommen. Feist verschauften sie einen Augenblick und bliden lachend auf das andere Paar. Ni jegerll Er ein langer, dürrer Ding, und vor lauter Gefühl drückt er die Augen zu. Um so molliger ist sie. Sie reicht ihm kaum bis zum Stehkringen und hängt nur so in seinen Armen.

Hüm—da—tal . . . Hüm—da—tal . . . Hüm—da—tal . . .

„Und wer die bairische Dua(d)l will hab'm“ . . .

Wandlung. Es war lächerlich, er sagte es sich selber. Und auf dem Wege nach dem Bahnhofe wiederholte er es sich immer wieder. Ja, als er mit noch zwei Schritte vom Billetschalter entfernt stand, zögerte er von neuem und legte sich die Frage vor, was es denn nur für einen Zweck haben könne, nach einem weit

* Aus: „Des Knaben Wunderhorn“.

entfernten Ort zu fahren, um ein Mädchen zu sehen — ein Mädchen, von dem er seit acht Jahren nichts gehört hatte, das ihm nur in Gedanken nahegestanden, das von dieser Stille Neigung keine Ahnung hatte und hente wer weiß was und wer weiß wo sein könnte. Anzivischen aber war er schon an den Schalter getreten, hatte den Namen des kleinen Ortes genannt und die Karte in Empfang genommen. Und während er dem Bahnhof zugeschwendete, mußte er daran denken, wie er hier vor acht Jahren angelommen war: jung, mit vielen und großen Plänen und voll von einer Energie, die alle Hindernisse im Spiel zu überwinden glaubte. Von den Plänen war wenig übrig geblieben. Und die Jugend, na ja: er fuhr mit der Hand ans Kinn: der Jugend war ein Vollbart gewachsen. Er hatte bisher keine Zeit gehabt, darauf zu achten. Das Leben lief so allmählich dahin, daß man selten zur Selbstbesinnung kam. Arbeit und wieder Arbeit — darüber hatte sich Tag um Tag, Jahr um Jahr vorbeigeschlichen. Daneben ging nur immer das Bild, ihr Bild, wie ein stummer Begleiter, das ihn aufmunterte und etwas der Hoffnung Neuliches in ihm wach erhielt. Es war unverändert und frisch geblieben seit dem ersten Tage, da es in ihm auftauchte, und folgte ihm lächelnd in all der Plage und dem Abmühlen uns täglich Brodt. Er hatte nie eine Wicht damit verbunden; es war ganz und gar eine Gedankenfreude für ihn.

Nun wurden ihm plötzlich einige freie Tage. Er wußte nicht recht, was damit anfangen. Um so weniger, als alles bei ihm einen Inhalt haben sollte. Er mochte sich nicht am Abend sagen: dieser Tag war um nichts da. Und plötzlich war ihm wie lockend wieder das alte Phantom erschienen — er nannte es selbst so — und zog ihn an. Er wehrte sich, wies es von sich als unfrisch und konnte doch nicht loskommen. Lächelnd, freundlich, schön stand es vor ihm — wie damals, als er in dem kleinen Orte wohnte und das Mädchen an jedem Tage einige Male an seinem Fenster vorübergehen sah. Das war die hellste Zeit seines bisherigen Lebens gewesen. Nicht nur des Mädchens wegen. Sondern deshalb, weil er alles mit frischen Augen angesehen. Menschen und Dinge schienen ihm klarer und einfacher als heute, da er es nicht vermeiden konnte, daß ihm überall auch die Mängel sichtbar wurden, und er sich sagen mußte, daß nicht alles schwarz oder weiß, sondern daß diese Farben meist immer gemischt waren. Mancherlei Illusionen hatte die Zeit unmerklich ausgelöscht. Nur das eine Bild stand noch da, erhoben über allen. Dem konnte auch die Zeit nichts anhaben. Und er hätte es sich gern hinübergerettet ins Alter.

Der Zug fuhr gleichmäßig ratternd dahin. Eins, zwei, drei . . . eins, zwei, drei . . . schaukelten die Achsen. Felder, Gehöfte, Wiesen und Wald glitten vorbei. Auf einsamem Hügel eine alte Windmühle, die träge ihre alten, gebrechlichen Flügel drehte. Der Grübelnde achtete kaum darauf. Es war ihm seltsam zu Mute und fast bangt wie vor einer großen Entscheidung. Alle Sinne nach innen gespannt. Überraschend schnell kam er an Ziel. Ohne Aufenthalt wanderte er in den Ort hinein. Da war vieles verändert. Enger schienen die Gassen geworden, schmutziger, hinfälliger die Häuser. Er entzann sich eines alten Freundes und suchte ihn auf. „So,“ sagte der, „der Gottlieb bist Du?“ „Ja, ja, ich entsinne mich. Warst immer ein närrischer Kerl. Also das Städtchen willst Du Dir wieder einmal ansehen?“ Schade, daß ich keine Zeit habe. Ich ginge gern mit Dir. Aber die Arbeit. Vielleicht, wenn Du am Abend wieder kommst?“ Gottlieb brachte die Rede auf das Mädchen. „Hm,“ sagte der andere, „die Gilde, was? O, sie ist immer noch hübsch. Drei Kinder hat sie. Schrammel hat sie geheiratet, Kaufmann Schrammel. Du weißt doch: der mit den fettigen Armmeln. In der Krummengasse ist der Laden, wenn Du hinfährst.“

Gottlieb stand auf der Straße und meinte, man habe ihm kaltes Wasser auf den Kopf gegossen. Lächerlich, dachte er, lächerlich. Es war ja gar nicht anders zu erwarten. Aber es zitterte doch etwas in ihm und trieb ihn nach der Krummengasse. Vor dem Ladentische stand eine Frau, die allerlei Dingen in einen Korb packte. Und hinter den hohen Bonbonbüchsen kam eine rote, triefende Hand zum Vorschein, die einen Hering in Zeitungspapier einhüllte. Und eine Frauenstimme sagte: „Ein fetter Kerl, was?“ Und dann: „Sie wünschen, mein Herr?“

Gottlieb stand noch in jahrem Staunen, als die Kundin schon gegangen. Er startete verwundert in das blühende, runde Gesicht der Kaufmannsfrau. „Kennen Sie mich nicht?“ Sie überlegte und betrachtete ihn dreist. Dann schlug sie mit der flachen Hand auf den Ladentisch: „Der Gottlieb etwa?“ „Ja, der Gottlieb.“ Sie schüttelten einander die Hände. Ein gleichgültiges Gespräch kam in Fluss. Gottlieb hörte die Worte nur halb und sagte alles

mechanisch. Er sah nur. Sah die Falten um Auge und Mund und bemerkte, daß der Blick matt und alt geworden war. Auch daß sie schlecht gefärbt war, fiel ihm auf. Und der Ton der Stimme. So hart und spröde klang's, ohne Wärme und wirkliches Interesse. Erst als sie vom Geschäft aufging, wurde sie lebhaft. Und im Laufe des Gesprächs sagte sie plötzlich:

„Wissen Sie, daß ich früher mal geglaubt habe, Sie seien in mich verschossen?“

„O,“ erwiderte Gottlieb, „das . . .“

„Nichts, was? Ja, ja, man war ein dummes Fräulein dazimal.“

Gottlieb sah sie groß an und ein füher Hass erwachte in ihm. Daß sie sein Bestes schändete! Er ging — ohne Höflichkeit.

Geradeaus zum Bahnhof steuerte er, und es war ihm, als habe er etwas sehr Schmerziges erlebt. Mit dem nächsten Zug fuhr er ab. Dann versuchte er, sich in Gedanken wieder das alte Bild herzustellen. Es gelang ihm nicht.immer kam die rote, triefende Hand zum Vorschein. . . .

Eigenschaften der Pflanzenwelt von Long Island. Pflanzen, die auf feuchtem Boden und in feuchter Luft gezogen werden, wachsen sehr stark in die Höhe und bilden sehr große Blätter. Dagegen bühen sie an Widerstandsfähigkeit und Festigkeit ein und ihre Wurzeln bleiben schwach. Ph. Eberhardt, der durch Experimente diesen Einfluß eines feuchten Mediums auf die Gewächse feststellte, konnte nun auch in der freien Natur das Ergebnis seiner Experimente bestätigt finden. Auf der Insel Long Island nämlich, die der nordamerikanischen Küste gegenüber New York vorgelagert ist, wächst eine Flora unter den Bedingungen, die der Forstler seinen Versuchspflanzen künstlich verschaffte. Vom Meer umgeben, das unter einer geographischen Breite von $41\frac{1}{2}$ Grad sehr stark verdunstet, hat die Insel sehr feuchte Luft. Auch ist der Boden humifig. Im letzten Jahre haupte ein Wirbelwind auf der Insel, der sehr viele Bäume umwirft. An diesen umgefallenen Bäumen sieht man sehr deutlich die geringe Ausbildung des Wurzelsystems. Die Wurzeln laufen dicht unter der Oberfläche dahin, sie dringen nie tiefer als drei Fuß in den Boden ein, obwohl dieser nicht fest ist. Und zwar verhalten sich darin alle Bäume gleich, welcher Pflanzengattung und Art sie immer zugehören mögen. Ein starker Wind kann solche flachwurzelnde Bäume natürlich sehr leicht aus der Erde reißen. Die Verkümmierung des Wurzelsystems zeigt sich auch darin, daß die Wurzelhaare fast völlig fehlen. Die Bäume, die auf Long Island wachsen, sind sehr hoch, besonders solche Arten, die aus Europa stammen, zeichnen sich ganz auffällig durch hohen Wuchs vor den Artgenossen aus, die in ihrer Heimat wachsen. Auch die Blätter und Nebenblätter dieser Bäume sind außergewöhnlich breit.

Es ist bekannt, daß New York, vor dem, wie bemerkte, Long Island liegt, im Sommer zwar ein sehr heißes, im Winter aber trok seiner sehr niederen geographischen Breite ein sehr kaltes Klima hat. Das ist auch mit der Insel der Fall. Auf einen sehr heißen Sommer folgt ein sehr strenger Winter, und zwar folgt er unmittelbar auf den Sommer. Es gibt dort keinen Herbst, wie es auch keinen eigentlichen Frühling gibt. Die feuchte Luft im Sommer macht nun aber die Pflanzen wenig widerstandsfähig gegen die trockene Kälte des Winters. Allein sobald der leichte hereinbricht, nehmen die Gewächse neue Charaktere an, die zu den sonstigen in Gegenwart stehen. Nun tritt nämlich eine starke Tätigkeit im Stoffgewebe ein. Die Rinde und der Stoff erfahren eine kräftige Ausbildung, die die Zweige widerstandsfähiger gegen Kälte, Trockenheit und Stürme macht. An den Kirschbäumen besonders, die auf Long Island wachsen, bilden sich an der Oberfläche ihrer Rinde so dicke Rorschichten, daß sie das Aussehen der Feldulme bekommen, bei der sehr häufig die Zweige mit flügelartig hervorspringenden Röhrchen besetzt sind. Trok der starken Kälte mögliche man fast die Bäume für noch zu wenig widerstandsfähig halten, um nach der außergewöhnlichen Verweichung in dem feuchten Sommer einen so plötzlichen Übergang zu der heftigen, trockenen Kälte des Winters zu ertragen. Bei uns wenigen frieren die Bäume nach einem feuchten Sommer und Herbst, auf den ein kalter Winter folgt, mehr der weniger stark zurück.

Alle für die Redaktion der „Neuen Welt“ bestimmten Sendungen sind nach Berlin, SW 68, Lindenstrasse 69, zu richten.

Nachdruck des Inhalts verboten!

Hierzu eine Anzeigen-Beilage.